

Von Leuten, die nicht bis drei zählen können

Zum Weltbild der Sprachen

Ludwig M. Eichinger, München

1. Von kleinen und großen Unterschieden

Daß die Sprachen verschieden sind, ist so offenkundig, daß man darüber nicht zu reden braucht. Die Erfahrung, nach dem Turmbau von Babel zu leben, kann jeder machen. Daß andererseits Sprache als essentielles Merkmal des Menschen angesehen wird, heißt ja nur, daß die Sprachen auch etwas gemein haben, was sie zu Sprachen macht, was das „Wesen der Sprache“ (vgl. Coseriu 1988, 11ff) bestimmt. In der Erforschung und Beschreibung durch die Sprachwissenschaft ist einmal der eine und manchmal der andere Aspekt in den Vordergrund gerückt. Wenn die Universalität von Sprache wichtig ist, erscheint Verschiedenheit als mehr oder minder weitgehende Variation eines vorgegebenen Themas; umgekehrt verschwimmen die universalen Gemeinsamkeiten in abstrakter Unwichtigkeit, wenn die Betonung der Verschiedenheit ansteht. Mit aller Vorsicht, die bei solchen Verallgemeinerungen immer angebracht ist, kann man das 18. Jahrhundert als eine Epoche bezeichnen, in der im Lichte der rationalistischen Aufklärung universalistische Beschreibungsansätze aufwachsen, die allerdings im Verlaufe des Jahrhunderts von sensualistischen Strömungen mehr und mehr konterkariert werden. Die historische Sprachforschung des 19. Jahrhunderts ist zweifellos eine Phase, die im Prinzip die Verschiedenheit stärker betont; in der Sprachforschung des 20. Jahrhunderts gibt es in dieser Hinsicht einander widerstreitende Züge. Noch vor der Mitte des 19. Jahrhunderts aber wird von Wilhelm von Humboldt außerhalb des herrschenden historischen Paradigmas ein Konzept der Vermittlung von Verschiedenheit und Universalität entwickelt, das gerade in seiner Verbindung von Sprache und Nation den Anstoß zu einer langdauernden Diskussion über den Zusammenhang von Sprache und Denken geben wird. Das mag verwundern, sieht Humboldt doch im Prinzip beide Seiten des Problems.

„Da die Sprache aber ein Abdruck der nationalen Individualität ist, auf diese aber, auch dasjenige nicht zu rechnen, was in ihr ursprüngliche Eigenthümlich-

keit seyn mag, alle Umstände einwirken, in welche die Nation versetzt wird, so ist die Verschiedenheit der Sprachen eine natürliche und begreifliche Erscheinung. Auf der andren Seite kann auch die neben der Verschiedenheit herrschende Gleichartigkeit keine Verwunderung erregen, da auch die größte nationale Verschiedenheit immer in der allgemeinen Menschennatur zusammenkommt.“ (Humboldt 1963, 296)

Und doch, Wilhelm von Humboldts bekanntestes sprachwissenschaftliches Werk spricht eben *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, und nicht nur davon, sondern, wie der Titel fertig lautet, *und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes*. Das Thema ist also die „Verschiedenheit“ der Sprachen, dazu ihre Folgen (vgl. G.F. Meier 1985, 367/8). Und diese Folgen gerade waren es, die zu einer heftigen Auseinandersetzung in der wissenschaftlichen Entwicklung von Humboldts Anregungen führten, denn so wie Humboldt seinen Titel formuliert, sind die verschiedenen Elemente der verschiedenen Sprachen nicht beliebige Zeichen für präexistente Dinge und Begriffe (vgl. Trabandt 1986, 71ff), vielmehr stellt er fest, „dass die Verschiedenheit der Sprachen in mehr, als einer blossen Verschiedenheit der Zeichen besteht, dass die Wörter und Wortfügungen zugleich die Begriffe bilden und bestimmen, und dass, in ihrem Zusammenhange, und ihrem Einfluss auf Erkenntnis und Empfindung betrachtet, mehrere Sprachen in der That mehrere Weltansichten sind“ (Humboldt 1963, 64). Zwar ist bei von Humboldt die jeweilige Weltansicht einer Sprache und damit einer Nation keine unüberwindliche Barriere, vielmehr verbinden die verschiedenen Weltansichten „als spezielle Realisierung der allgemeinen Erkenntnismöglichkeit der Menschheit die Völker auf einer höheren Ebene. [. . .] Mit der Aneignung einer neuen Fremdsprache gewinnt der Sprecher einen neuen Standpunkt in der Weltansicht“ (Junker 1986, 87). Dennoch, wer eine Abhandlung unter dem genannten Titel schreibt, will zunächst auf die erkenntnistheoretische Wichtigkeit der Sprache weisen, sagt damit auch, daß die Verschiedenheit der einzelnen Sprachen keine beliebige Zufälligkeit der arbiträren Zeichenzuordnung ist, sondern Folgen für das Verständnis der Welt hat. Auch wenn von Humboldt hier nicht dogmatisch ist und auch den Einfluß der Sprecher auf den Sprachwandel betont, liegt doch auch die Gefahr nahe, Sprecher von Sprachen, die es vielleicht nur erlauben, bis drei zu zählen, für Leute zu halten, die „nicht bis drei zählen können“. So schreibt von Humboldt etwa über bestimmte Pronominalverwendungen in mittelamerikanischen Indianersprachen:

„Wo der Geist noch wenig an Abstraktion gewöhnt ist, fasst er in Eins, was er oft an einander anknüpft, und was der Gedanke schwer oder überall nicht zu sondern vermag, das verbindet die Sprache [...] in Ein Wort. Solche Wörter erhalten nachher, als ein für allemal gestempelte Gepräge, Umlauf und die Sprechenden denken nicht mehr daran, ihre Elemente zu trennen. Die beständige Beziehung der Sache auf die Person liegt überdies in der ursprünglicheren Ansicht des Menschen und beschränkt sich erst bei steigender Cultur auf die Fälle, in welchen sie wirklich nothwendig ist.“ (Humboldt 1963, 542)

Unangesehen dieser Deutungsrichtung aber war mit von Humboldts Überlegungen ein Gedankenmuster entworfen, das es erlaubte, mit dem Ausklingen der alleinigen Herrschaft der historischen Sprachbetrachtung Modelle zu entwickeln, die die einzelnen Sprachen aus sich heraus funktional beschreiben; durchaus im Sinne dessen, was Coseriu (1988, 74/75) so beschreibt:

„Es ist also notwendig, zwischen dem zu unterscheiden, was keine ‚sprachliche‘ Funktion ist und dem, was dies allemal ist, zwischen dem, was eine Sprache mit Hilfe weiterer Bestimmungen sagen *kann* und dem, was sie normalerweise sagt und unmittelbar sagen muß. [...] Wenn eine Sprache nur Zahlwörter bis ‚vier‘ hätte, dann wären die Zahlen über ‚vier‘ aus ihrer Sicht auch keine sprachlichen Funktionen; aber diese Sprache könnte solche Zahlen trotzdem bezeichnen.“

2. Die Einschätzung sprachlicher Verschiedenheit

Nicht immer allerdings wurden solche erkennbaren Unterschiede erkenntnistheoretisch so zurückhaltend interpretiert. Es gab, wie wir sehen werden, stark sprachrelativistische Thesen, in denen die Humboldtschen „Weltansichten“ zu „Weltbildern der Sprache“ verfestigt wurden. Sie galten einerseits für eine strikt materialistische Sprachwissenschaft als der große idealistische wissenschaftliche Irrtum, dieser Neohumboldtianismus „ziele darauf ab, das zutiefst humanistische Grundanliegen Humboldts von der Einheit des Menschengeschlechts in eine chauvinistisch-nationalistische Konzeption des Zusammenhangs von Muttersprache, Volksraum und Weltbild zu verfälschen“ (Junker 1986, 91; s. auch Römer 1985, 170). Andererseits kam es, insbesondere im Gefolge der generativen Grammatik Chomskys, zu einem neuen „universalen“ Schub in der Sprachwissenschaft – bemerkenswerterweise auch unter Bezug auf von Humboldt (vgl. Junker 1986, 91; Trabandt 1986, 142; Coseriu 1988, 138). In das Gefolge dieser Entwicklung, für die Überlegungen, ob und inwieweit die Sprache das

Denken beeinflusse, im wesentlichen einem vergangenen Paradigma angehören, ist eine Äußerung wie die folgende von T. Markey zu stellen:

„This choice is ultimately just plain silly. So-called ‚primitives‘ may believe that word and object are one and the same and that words possess certain reality-shaping powers, but ‚we don‘t, though precisely why we don‘t is not all that obvious. Cultural classifications [...] are entirely secondary, obviously non-innate, unsystematic, and wholly relativistic results or artefacts of ‚human‘ universals like power and dominance. The debate over ethnology and language may make for intriguing gamesmanship and anecdotal fun, but it is scientifically vacuous and remains both unproved and unprovable.“ (1987, 16)

Erst neuere Ansätze, vor allem poststrukturalistischen und Natürlichkeitstheoretischen Charakters (s. Welke 1986, 55), versuchen eine Neubewertung des Zusammenhangs von Sprache und Denken. So äußert sich der französische Linguist Claude Hagege wesentlich vorsichtiger:

„Weit davon entfernt, die Erscheinungen der Welt nachzuahmen, ordnen die Sprachen sie in ihre eigenen Klassen ein, erfinden sie neu, erzeugen sie *in absentia* und beeinflussen dadurch in hohem Maß die Vorstellung, die jede Sprachgemeinschaft von ihnen hat. Der Begriff ‚Einfluß‘ weist darauf hin, wie schwer der Beweis fällt, daß es hier einen unmittelbaren Kausalzusammenhang gegeben hat.“ (1987, 144/45)

Wie man sieht, ist hier die Frage nach dem Irrtum in der Sprachwissenschaft auf jeden Fall noch nicht eindeutig geklärt.

Wie sollen wir nun wirklich mit der Tatsache umgehen, daß es Sprachen unterschiedlicher Struktur und Ausgestaltung gibt, also auch Sprachen, die nur bis drei zählen können, mit der Tatsache somit, daß zwar „relativ zu den Verständigungszwecken einer Gesellschaft [...] tatsächlich alle Sprachen gleich tauglich und gut [sind]“, daß aber sogenannte Kultursprachen, wie etwa das Deutsche, mehr zu sagen und einen differenzierteren Ausdruck erlauben als z.B. das Friesische, „das sich nur an begrenzten Verständigungsaufgaben erproben konnte“ (Weinrich 1985, 81).

Als „exotisches“ Extrem also die Sprachen, die nur bis drei zählen können, d.h. einfache Zahlwörter nur für eins, zwei und drei besitzen. Für einen Mitteleuropäer und somit den Sprecher einer Sprache, die ein System von Zahlwörtern hat, das zumindest schon für die Zahlen von eins bis zehn ihre eigenen Benennungen kennt, und die darüberhinaus relativ einfache Kombinationsregeln besitzt um Zahlwörter bis in die abzählbare Unendlichkeit hinauf zu konstruieren,¹ ist es offenbar besonders

auffällig, daß es in anderer kultureller Umgebung Sprachen und Sprecher gibt, die mit deutlich weniger auskommen. So notiert sich auch einer der Gründerväter der Germanistik, der spätere Verfasser des Bayerischen Wörterbuchs, Johann Andreas Schmeller, als er ein unlängst erschienenenes Übersichtswerk über die Sprachen der Welt, den 1806 veröffentlichten *Mithridates* Johann Christoph Adelungs exzerpiert, das Vorhandensein von Sprachen, die mit zwei oder drei Zahlwörtern auskämen, alles weitere im Prinzip mit einer Benennung für viele belegten, und nur über höchst komplizierte Weisen verfügten, „weiterzuzählen“.

„Die Yamas am Amazonasfluße wissen nur bis 3 zu zählen, und für diese Zahl haben sie den Namen: poktararinkuroak.“ (*Schmelleriana* V.1.)²

In den Blick der Wissenschaft kamen solche *besonders* „fremden“ Sprachen etwa im Verlaufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als überhaupt die Frage einer neuen Definition der eigenen sprachlichen Identität über den Vergleich mit fremden, vorzüglich „exotischen“ Kulturen Konjunktur bekam. In der Sprachwissenschaft spielte dabei die sich langsam präzisierende Idee der Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den indogermanischen Sprachen eine Rolle, aber nicht zuletzt auch die Auseinandersetzung mit jenen exotischen Sprachen, auf die die europäischen Missionare gestoßen waren. Gerade die Schwierigkeiten, unter den Bedingungen der jeweils anderen Kultur das christliche Gedankengut zu vermitteln, brachten vor allem jesuitische Missionare dazu, sich genauer mit der Grammatik der Sprachen der missionierten Bevölkerung auseinanderzusetzen. So schrieb der Jesuitenpater Martin Dobritzhofer eine ethnologische Beschreibung des Stammes der Abiponier, eines südamerikanischen Indianervolks, das im Jesuitenstaat in Paraguay lebte, die auch eine Grammatik des Abiponischen enthielt.³ Über diese Sprache, die übrigens auch nur bis drei in einfachen Zahlwörtern zählen kann, räsontiert er im Vorwort ebenso redlich wie eurozentrisch: es sei nämlich diese Sprache „so kunstmäßig“, „daß niemand vernünftiger es [werde] glauben wollen, daß rohe und dumme Wilde [sie] selbst erfunden und ausgebildet haben“ (nach Brekle/Höller 1985, I, 402); er löst seine Aporie letztlich mit dem Verweis auf das „Daseyn eines einzigen und weisen Schöpfers“. Und Johann Christoph Adelung resumiert in seinem oben bereits erwähnten *Mithridates* das Verhältnis zwischen „primitiven“, von ihm nach der Morphologie „einsilbig“ genannten Sprachen und den europäischen Kultursprachen folgendermaßen:

„Hier ist das Floß, auf welchem sich der Wilde zitternd dem reißenden Bache anvertrauet; wir wollen sehen, wie daraus ein Schiff mit hundert Kanonen wird.“ (nach Naumann in Brekle/Höller 1985, I, 38)

Und im Bewußtsein seiner Rationalität läßt er sich von Fehlschlüssen wie seiner berühmten Äußerung über das Chinesische nicht abhalten:

„Der Sineser hat sich durch seine steife Einsylbigkeit den Weg zu aller weitem Cultur des Geistes verschlossen; aber die Sprache des Huronen und Grönländers hat alles in sich, sich zu der Sprache eines Plato und Voltaire zu erheben.“ (ebd.)

In einer dem aufklärerischen Selbstbewußtsein entsprechenden ungefilterten Form wird hier ein ganz grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Eigenen und dem Fremden angesetzt, die Minderwertigkeit des Fremden konstatiert. Abwägender ist demgegenüber die Stellungnahme Dobritzhofers, der nicht ein Einzelkriterium wie die Silbenstruktur bewertet, sondern der Sprache als ganzer gerecht zu werden trachtet, ihre Komplexität erkennt, sie nicht für der kulturellen Stufe der Abiponier angemessen hält und daraus eine eher „universalistische“, wenn auch religiös unterfütterte, Folgerung zieht.

3. Von den Gefahren der Überbetonung der Individualität

In relativ naiver Form sind hier die beiden möglichen Reaktionen auf fremd erscheinende Sprachen angedeutet: es geht *entweder* um prinzipiell unterschiedliche Systeme, die jeweils eine Welt eigener Art spiegeln und formten in einem, so daß die Grenzen der jeweiligen Sprache, wenn überhaupt, nur schwer zu übersteigen sind, *oder* es geht um kulturell modifizierte Ausformungen eines prinzipiell identischen Sprachvermögens. Die Verabsolutierung dieser beiden Sichtweisen zu einem jeweils exklusiven Deutungsmodell führt dazu, daß jeweils nur ein Aspekt der Verhältnisse in den Blick kommt.

Das sei nun an der ersten Alternative etwas genauer ausgeführt. Die von Adelung vertretene Position, die Sprache und Denken weithin korreliert, war die, die zu dieser Zeit gerade modern wurde. Adelung hat dazu, wie viele andere, Anregungen von Johann Gottfried Herder empfangen, insbesondere von seiner 1772 erschienenen Schrift über den *Ursprung der Sprache*, wo der menschliche und einzelkulturelle Grund der Sprachentstehung gegenüber der These des göttlichen Sprachursprungs vertreten wurde; bei ihm

wird infolgedessen auch in für die Zeit exemplarischer Weise der Zusammenhang von Sprache und Volksgeist formuliert:

„Allenthalben auf der Erde sind die Sprachen national, und wenn sie dies sind, haben sie ihre wahre Physiognomie und Stärke. [...] Ein Mensch, der alle Sprachen der Welt wüßte, hätte damit nichts weniger als den Verstand aller Völker; er denkt nur immer in einer Sprache und hat zuletzt, wie so mancher reisende Polyglott es beweist, gar keine. Eigentlich ist der Mensch nur zu einer Sprache des lebendigen Gebrauchs gemacht, in der er am wahrsten, am kräftigsten denkt, wie die vortrefflichen Schriftsteller es bezeugen.“ (*Mensch und Welt*, 221)

Dabei sei hier nur darauf verwiesen, daß Herder nicht durchgehend so eindimensional argumentiert, daß zudem auch zeitgeschichtlich die Frontstellung gegen eine sich universalistisch begründet gebende Bevorzugung des Französischen bei solchen relativistischen Formulierungen vom Eigenwert all der Volkssprachen eine Rolle spielt. Dennoch bleibt wichtig, daß vor allem Herders Gleichsetzung vom *Genius der Völker* und vom *Genius der Sprachen* in der gerade sich vorbereitenden romantischen Wende der Sprachwissenschaft von Bedeutung werden wird, daneben seine Schilderung der Lebensalter der Sprache, die das umlaufende Bild von der Sprache als Organismus konkretisierte.⁴

Nicht umsonst entwirft Friedrich von Schlegel in seiner berühmten Schrift vom Jahre 1808 *Über Sprache und Weisheit der Indier* eine den Sprachaltern entsprechende Typologie der Sprachen, die zehn Jahre später von seinem Bruder August Wilhelm in dessen Buch über das Provençalische weiter präzisiert und in eine Form gebracht wurde, in der sie dann bekannt wurde als die Untergliederung von a) isolierenden, b) aggluttinierenden und c) flektierenden Sprachen. Die Sprachen werden also nach angenommenen Grundprinzipien ihrer morphologisch-syntaktischen Organisation eingeteilt, nämlich danach, ob sie, wie die isolierenden, die grammatischen Verhältnisse im wesentlichen durch die Nebeneinanderstellung der Wortstämme ausdrücken, durch eine relativ unverbundene Anreihung von nicht fest mit dem Wortstamm verbundenen funktionalen Einzelelementen (aggluttinierend), oder, wie in unseren europäischen Sprachen, durch in den Stamm paradigmatisch integrierte Mittel der Beugung (flektierend).

Interessant ist daran für unseren Zusammenhang weniger, wie gültig und weittragend diese typologische Unterscheidung ist. Bemerkenswert ist vielmehr, daß diese Unterteilung schon von August Wilhelm von Schlegel unmittelbar mit einer Wertung der Sprachen verbunden wurde, die

diese Konstruktionsweisen zeigen. Die höchstwertigen, von ihm dann organisch genannten Sprachen seien die flektierenden, von Schlegel mit den indogermanischen Sprachen gleichgesetzt, dagegen müßten, so ebenfalls Schlegel, isolierende „Sprachen der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten große Hindernisse bereiten; ihnen eine literarische oder wissenschaftliche Kultur zu geben, scheint ein Gewaltstreich zu sein; und wenn bei der chinesischen Sprache dieses Phänomen festzustellen ist, so hat es vielleicht nur zustande kommen können mit Hilfe einer sehr künstlich komplizierten Silbenschrift, die in gewisser Weise einen Ersatz bietet für die ursprüngliche Armut der Sprache“ (nach Arens 1969, 188).

Weiter modifiziert und eingebettet in umfassendere – nicht immer leicht verständliche – sprachphilosophische Überlegungen wurde diese Klassifikation mit der damit verbundenen Wertung der einzelnen Sprachtypen von Wilhelm von Humboldt. Er erarbeitet nun den Rahmen, in dem die feste Bindung des Denkens an die Sprache festgeschrieben wird, deren weltschaffende Funktion als *energeia*. Gern zitiert wird in diesem Zusammenhang Wilhelm von Humboldts These von der so sich bildenden Weltansicht der einzelnen Sprache, deren formalem Äquivalent, der inneren Form jeder Sprache, es in der sprachwissenschaftlichen Untersuchung nachzugehen gelte:

„So liegt in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten... Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt.“ (nach Arens 1969, 209)

Ohne Humboldt auf diesen einzigen Gedanken festlegen zu wollen – wohl nicht ganz umsonst beziehen sich praktisch alle modernen sprachwissenschaftlichen Schulen auf irgendeinen Aspekt des Denkens Humboldts –: unmittelbar wurde offenbar vor allem aufgenommen, daß von Humboldt eine Verbindung zwischen der jeweils nationalen Verarbeitung der Welt in den Sprachen und einer Qualitätsbewertung der Sprachen herstellt, die auch bei ihm durch die indoeuropäisch flektierenden, die er „die Vollkommenen“ nennt, angeführt werden. Wenn von Humboldt auch auf das allgemeine Sprachvermögen Bezug nimmt und nicht behauptet, ein Sprecher könne die Denkvorgaben seiner Sprache nicht transzendieren, so

betont er doch grundlegende Grenzen, die durch die „innere Form“ der Sprachen vorgegeben würden, die nur ein analoges Fortschreiten innerhalb der jeweiligen „nationalen“ Möglichkeiten erlaube:

„Allein dies ganze Fortschreiten gesteigerter Sprachbildung kann sich nur in den Grenzen fortbewegen, welche ihr die ursprüngliche Sprachanlage vorschreibt.“ (Humboldt 1963, 400)

Diese Richtung seiner sprachphilosophischen Überlegungen fand ein starkes Echo, während er mit seinem anderen, wohl seinem eigentlichen Ziel, einer vergleichend synchronen Beschreibung vieler Sprachen, gegen die herrschende sprachhistorische Lehre keine Chance hatte. Auf jeden Fall schießen so, nicht zuletzt geadelt durch von Humboldts Renommée, die Gleichsetzungen „nationaler“ und sprachlicher Merkmale ins Kraut. Wobei, ganz im Gegensatz zu Humboldts ethnographischem Ansatz, plötzlich die europäischen Sprachen und der Vergleich unter ihnen im Mittelpunkt standen.

Selbst Jacob Grimm, der Altmeister der noch jungen Germanistik, der sonst mit von Humboldts eigentlich unromantischer Sprachsicht wenig im Sinne hatte, liefert mit seinem 1847 gehaltenen Akademievortrag *Über das Pedantische in der deutschen Sprache* ein Beispiel solchen Denkens:

„Da die innersten vorzüge und mängel der sprachen stärker als man wähnt und sogar mehr als andere besitztümer mit der sinnlichen wie geistigen natur und anlage der völker, welchen sie gehören, zusammenhängen, so kann es nicht befremden, daß ich in der art und weise der Deutschen überhaupt schon die richtung wieder finde, die ich im begrif stehe, zu schildern.“ (125)

Und er fährt fort:

„Das pedantische [aber], glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, würden die Deutschen zuerst erfunden haben.“ (ebd.)

Im einzelnen hält er dann unter anderem die Wahl der Artikelform des Deutschen, die Tatsache, daß wir die Satzklammer haben, und das Überwiegen der Nominalkomposita (*Apfelbaum*) gegenüber der Ableitung (*pommier*) für Merkmale der deutschen Sprache, die ihrem pedantischen Charakter entsprächen. Tatsächlich ist aber Jacob Grimm, wenn er hier Merkmale als pedantisch beurteilt, von den Beschreibungen einer als ideal angesehenen romanisch-lateinischen Grammatiktradition geprägt, die es z.B. bis heute nicht erlaubt, der deutschen Satzklammer eine angemessene Beschreibung als unauffällige, unmarkierte Konstruktion zuzubilligen.

Nun mag aber Jacob Grimms Versuch trotz allem versöhnlich stimmen,

richtet sich seine Kritik doch gegen die eigene Sprachnation. Wesentlich folgenreicher war jedoch die Parallelisierung von Sprach- und Volksgeist in der Auseinandersetzung mit den fremden Sprachen, mit der verstärkten Tendenz, im Fremden das Schlechte zu sehen.

Die längerfristig dadurch entstehende politische Gefahr läßt sich ebenfalls an einer berühmten, uns heute unglaublich naiv-expansiv scheinenden Formulierung Jacob Grimms andeuten. Er schreibt in der Widmung „An Gervinus“ seiner *Geschichte der deutschen Sprache*:

„Der sich zunächst dem forscher in der sprache enthüllende grundsatz, dass zwischen grossen und waltenden völkern (neben welchem es jederzeit unterwürfige und bewältigte gab) auf die dauer allein sie [= die sprache] scheidet, und anders redende nicht erobert werden sollen, scheint endlich die welt zu durchdringen, aber auch die innern glieder eines volks müssen nach dialect und mundart zusammentreten oder gesondert bleiben; in unserm widernatürlich gespaltnen vaterland kann dies kein fernes, nur ein nahes, keinen zwist, sondern ruhe und frieden bringendes ereignis sein... Dann mag was unbefugte theilung der fürsten, die ihre leute gleich fahrender habe zu vererben wähten, zersplitterte, wieder verwachsen ...“ (1848, V).

Klingt hier noch die bürgerliche Utopie auf, so spricht er etwas später von nur „drei europäischen völkern, die sich die herrschaft teilen“ würden, Romanen, Germanen, Slawen. Dadurch fühlten sich vor allem die damals im Krieg befindlichen Dänen bedroht, die auch als „Germanen“ subsumiert werden sollten. Die Veränderung der Argumentationsweise zeigt sich aber vor allem in der Frage des Verhältnisses zu Frankreich und dem Französischen. Noch die Nationalisten von 1813, etwa Ernst Moritz Arndt, hatten die Machtverhältnisse, also historische Faktoren dafür verantwortlich gemacht, daß das „redliche“ Deutsch vom „galantfalschen“ Französisch unterdrückt werde, jetzt aber werden mehr oder minder unüberwindliche Wesensunterschiede zwischen den beiden Nationen an den Sprachen festgemacht.⁵ In ihrem allerdings mit erheblichem Zorn und Eifer geschriebenen Buch *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland* dokumentiert Ruth Römer (1985, 166ff) einige Punkte dieser Auseinandersetzung. Ich will nur einige Beispiele nennen: Jakob Venedey, linkes Mitglied der Paulskirche, publizierte 1842 eine Schrift *Die Deutschen und Franzosen nach dem Geist der Sprachen und Sprüchwörter*. In ihr führt er u. a. folgende Punkte aus: Daß das Deutsche die Substantive flektiere, das Französische hingegen nicht, zeuge von der deutschen Pünktlichkeit. Die im Französischen mögliche Stellung von Subjekt und persönlichem Objekt

vor dem Verb (*je lui dis*) offenbare „Eitelkeit, Personenegoismus“. Da das Französische keinen Unterschied von *wollen/mögen* = *vouloir* und *sollen/müssen* = *devoir* kenne, hätten die Franzosen auch kein Gefühl für die Pflicht. In einem Aufsatz von 1869 *Über die Sprache als Ausdruck der nationalen Denkweise* wird ohne weitere Gründe dem Wort *Freund* ein tieferer Begriff von Freundschaft zugeordnet als dem Wort *ami*.

Aber auch in der ernsthafteren Beschäftigung mit dem nicht historischen Sprachvergleich – der stillen synchronen Tradition des 19. Jahrhunderts –⁶ zeigen sich die methodischen Schwächen einer Deutung struktureller Merkmale in wertenden Kategorien. Allerdings findet diese Art des Sprachvergleichs ihren methodischen Kritiker in den eigenen Reihen, nämlich Georg von der Gabelentz in seinem 1891 in erster Auflage erschienenen Werk *Die Sprachwissenschaft*. Von der Gabelentz, ein guter Kenner vieler ostasiatischer Sprachen, stellt sich selbst ganz ausdrücklich in die Humboldtsche Tradition, zeigt aber an einer Vielzahl von Beispielen auf, daß die Kriterien, die zur Beurteilung von Sprachen gewählt worden waren, keine angemessene Grundlage für eine Bewertung liefern können. Er zieht zu Recht daraus den Schluß, daß Einzelheiten wie unausgebaute Flexionssysteme, Kongruenzphänomene usw. ungeeignete Punkte seien, um die Sprachen wertend zu vergleichen. Er gibt uns somit den zweiten Grund dafür, warum eine Untersuchung der jeweiligen Spezifität der einzelnen Sprachen zum Irrweg verkommen kann: erstens, so kann man die obigen Ausführungen resumieren, wenn sie als nationalistische Taktik genutzt wird, und zweitens, deutlich grundlegender, wenn die Beschreibung mit einer kurzschlüssigen Bewertung verbunden wird.

Von der Gabelentz erkennt somit auch, daß eine Vielzahl von Aburteilungen von Sprachen daher kommt, daß man das Fremde am Schema des Eigenen mißt, das es damit natürlich nicht erreichen kann:

„Nichts ist gefährlicher, als wenn man eine fremde Sprache unter dem Prisma zwischenzeitlicher Übersetzungen und Analysen betrachtet. Beim besten Willen kleidet man doch den fremden Körper in das eigene Gewand, zieht ihm wohl unversehens den linken Stiefel an den rechten Fuß und hat dann billig spotten und tadeln.“ (von der Gabelentz 1901/1984, 405)

Und er kommt zudem dazu, zu zeigen, vergleichbar auch Hugo Schuchardt, welche Rolle die Sprachmischung spielt, daß sie zunächst im Sinne der Verständigung zu grammatischer Vereinfachung führt, die aber anschließend wieder hochentwickelt werden kann: damit ist „Primitivität“

von Sprachen auf jeden Fall nicht mehr direkt auf die Begabung der Völker zurückzuführen, Sprachgebrauch wird als zielgesteuertes selektionales Modell beschrieben. Vielleicht überraschend ist es daraufhin, daß von der Gabelentz dennoch zu einer Charakterisierung der großen Sprachgruppen ansetzt. So heißt es z.B. von dem Malaien:

„Anders nun wiederum der Malaie. Der eilt mit lebhafter Sinnlichkeit den ganzen Eindruck, der seine Seele bewegt, gleichwie in einem flüchtigen Bilde, im Verbum darzustellen; und dann füllt er, von Prädicat zu Prädicat weiter-schreitend, die Zeichnung mit Farben und neuen Zügen aus. Gleich mit dem Verbum mag er es zu Anfang des Satzes oder etwas später setzen, hat er etwas relativ Fertiges geschaffen; nun ist es seine Sache, wie lange er daran ergänzend und verschönernd weiter arbeiten will. Die erste Ungeduld, etwas Fertiges zu sehen, war schnell befriedigt, und nun ist das Nachbessern vielmehr ein Vergnügen, als eine That mühevollen Fleisses. Dann und wann adverbiale Satzverbindungen, vorsorglich zu Beginn des Vordersatzes durch Konjunktionen eingeleitet. Sonst wird wohl Satz an Satz mit eintönig wiederkehrenden Conjunctionen gefügt, – es gemahnt mich an das ewige „und da, und da“ in den Erzählungen eines Kindes. Frischen Unternehmungsgeist athmet diese Rede. Wie steht es aber mit der Kraft zu zielbewusster, stätiger Arbeit? Denken wir an die zierlichen Holzbauten der Malaien, an ihre trefflichen Fahrzeuge, an die sorgfältig geritzten Palmblattmanuskripte der Javanen und an ihre herrlichen Nachbildungen indischer Architektur: so könnten unsere Erwartungen über-spannt werden. Wer über Sklaven verfügt, wälzt auf deren Schultern die Last eintöniger Arbeit, – er hat gut Planen und Erfinden. Will man aber an jene prächtigen Erzeugnisse freier Kunst, etwa an die geschnitzten polynesischen Ruder und Keulen denken, so wiederhole ich mit den nöthigen Abänderungen das oben Gesagte. Bis zur Brauchbarkeit war das Ruder oder die Keule bald fertig. Nun mochte der Besitzer, so oft es ihm einfiel, daran herumschnitzen, es war ein Zeitvertreib, wie die endlosen Stickerarbeiten unserer Damen.“ (von der Gabelentz 1901/1984, 419)

Von von der Gabelentz führt ein direkter Weg zu Saussure und der moder-nen strukturalistischen Sprachwissenschaft, die dann vor allem in ihrer amer-ikanischen Variante der Inhaltsseite und einer funktionalen Interpretation festgestellter sprachlicher Unterschiede wenig Bedeutung beimaß, aller-dings ganz im Sinne von der Gabelentz' strikt darauf achtet, die einzelnen Sprachen möglichst ihrer eigenen Struktur entsprechend zu beschreiben.

Einstweilen entwickelt sich in Deutschland unter explizitem Rückbezug auf von Humboldt der, allerdings methodisch bei weitem nicht so strikte, Sonderweg der inhaltbezogenen Grammatik, der eben, ganz im Gegen-satz zur amerikanisch-Bloomfieldschen Tradition, die Inhalte für inner-sprachlich beschreibbar hält. Dieser Sonderweg ist vor allem an die Wort-

feldtheorie Jost Triers und dann an den Namen Leo Weisgerbers gebunden. Die inhaltbezogene Grammatik versucht vor allem im Lexikon – mittels des Instruments der Wortfelder – *Das Weltbild der deutschen Sprache*, so ein wichtiger Titel von Weisgerber, nachzuzeichnen. Dabei stehen bei Weisgerber nebeneinander verdienstvolle Beschreibungsansätze der Inhaltsseite der Sprache neben Kurzschlüssen auf der von ihm so genannten leistungs- und wirkungsbezogenen Ebene der Beschreibung, wo untersucht werden soll, welchen Einfluß die Sprache auf das Denken und Handeln einer Gemeinschaft hat. Soweit er dabei festhielt, daß die einzelne Sprache als eine Art Filter zwischen dem Menschen und der Welt steht und nicht einfach eine präexistente Wirklichkeit widerspiegelt, wurde er zwar vor allem in der marxistischen Rezeption stark getadelt, hat damit aber letztlich nur einen offenkundigen Tatbestand geäußert.

„Weisgerbers Fehler aber ist die Übertreibung der gemeinschaftsstiftenden Kraft der Sprache, die immer als Muttersprache oder Nationalsprache gedacht wird.“ (Römer 1985, 163)

In diesem Zusammenhang unterlaufen ihm viele schwer nachvollziehbare Rückschlüsse von richtigen formalen und inhaltlichen Beobachtungen auf den Volkscharakter. So wird als Beleg für die größere Dynamik des Deutschen gegenüber dem Französischen aufgeführt, daß es im Deutschen viele Fügungen des Typs *es dämmert* u. ä. mit dem Formalsubjekt *es* gebe, denen im Französischen persönliche Konstruktionen entsprächen, was so kommentiert wird:

„Es steht hinter diesen Formen des Sprachlichen ein solches Sich Versenken in das Werden und Geschehen, daß darüber der Träger des Geschehens ganz in den Hintergrund rückt; der verbale Aspekt überdeckt alles andere so weit, daß sich im Grunde gar kein Träger als Subjekt deutlich heraushebt.“ (Weisgerber 1950, 210)

Bei diesen pauschalen Bezügen auf die Wirkung der Sprache auf das Volk und umgekehrt ist es zudem nicht überraschend, daß eine solche Art des Denkens der nationalsozialistischen Fehlinterpretation offenstand, auch wenn Weisgerber selbst einer solchen Deutung nicht geziehen werden kann.

Während die inhaltbezogene Grammatik ein auf Deutschland beschränkter Sonderweg strukturaler Sprachwissenschaft war, erregte die sogenannte Sapir-Whorf-Hypothese, das sogenannte sprachliche Relativitätsprinzip, weltweit einiges Aufsehen. Dabei scheint Sapir nicht ganz zu Recht in die Sapir-Whorf-Hypothese gekommen zu sein. Er hat eigentlich

nur eine umfassendere Typologie der Sprachen vorgeschlagen, die vor allem auch die amerikanischen Indianersprachen systematisch einbezog. Freilich hat er festgestellt, die „Annahme [sei] völlig abwegig, daß die Anpassung der Individuen an die Wirklichkeit ohne die grundlegende Verwendung der Sprache vonstatten gehe“ (nach Hagège 1987, 145). Sein Schüler Benjamin Lee Whorf formuliert demgegenüber sehr viel strikter die prinzipielle Beschränkung der Denkmöglichkeiten durch die Sprache, eine Ansicht, die nach der Meinung Coserius (1987, 164) den Intentionen Sapirs völlig widerspricht. Whorf demonstriert seine Ansichten vor allem am Raum- und Zeitverständnis der Hopi, einem Stamm von Pueblo-Indianern in Arizona, das so verschieden von dem der europäischen Sprachen, die er der Einfachheit halber zusammenfaßt, sei, daß ein Hineindenken in die jeweils andere Weltdeutung gar nicht möglich sei. Whorfs Beitrag wird überwiegend äußerst kritisch beurteilt, vor allem da in seinen Ausführungen deutlich erkennbar ist, daß es ihm nicht so sehr um die Einschätzung der Fremdheit einer Sprache geht als um eine religiös-anthroposophisch fundierte Kulturkritik an bestimmten Erscheinungen der industriellen Zivilisation.

In ihrer Verengung auf jeweils eine Sprache, die Muttersprache in der Sprachinhaltsforschung, die *eine* ganz fremde Sprache bei Whorf, die keinen Ausweg aus dem Denkkäfig dieser Sprache übrig läßt und somit die bei dem vermeintlichen Vorläufer Humboldt angelegte Dialektik von sprachlicher Eigenwirkung und Freiheit des Sprechers gänzlich auf das eine Extrem zurückschneidet, erscheinen diese beiden Repräsentanten des sprachlichen Relativitätsprinzips nun wahrlich als ephemere Sonderlinge. Entsprechend legte sich hier wie dort, nach einer kurzfristig kulminierenden Auseinandersetzung, die Aufregung über diese These relativ rasch.

4. Sind nun die Sprachen alle gleich?

Und wenn auch in Auseinandersetzung mit diesen Thesen versucht wurde, ihre Unhaltbarkeit im Sachlichen zu erweisen – Mario Wandruskas berühmtes Buch *Sprachen – vergleichbar und unvergleichlich* diskutiert dazu z. B. ausführlich die Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzbarkeit, um den Glauben an die Existenz festgefügtter Weltbilder in den Sprachen zu erschüttern –, so scheint es doch, als habe Einar Haugen (1977, 11) in einer Art von zynischem Realismus den eigentlichen Grund für das letztlich Desinteresse gefunden:

„Another reason may be merely the bandwagon effect of the current search for universals and a corresponding disinclination of the part of some linguists to study real languages.“

Die wissenschaftliche Musik spielte also woanders, auf dem Marktplatz der Universalien. Haugens Bemerkung bezieht sich wohl vor allem auf das Aufkommen des Paradigmas der sogenannten generativen Transformationsgrammatik, in dem unter gleichzeitiger Berufung auf die rationalistische Universalgrammatik des 18. Jahrhunderts und auf Überlegungen Humboldts zur sprachlichen Kreativität versucht wurde (und wird), die universalen, allen Sprachen zugrundeliegenden Strukturen zu rekonstruieren und so die Möglichkeit zu simulieren, die es dem Sprecher einer Sprache ermöglicht, beliebige neue Äußerungen seiner Sprache hervorzu- bringen oder zu verstehen. Diese Strukturen gelten nun eindeutig als universal, also als allen Sprachen zugrundeliegend, sie seien die Entsprechung des als angeboren gedachten Sprachvermögens. Es ist offenkundig, daß bei diesem Untersuchungsziel die einzelsprachliche Variation, die bei der Suche nach Weltbildern der Einzelsprache im Vordergrund steht, als relativ oberflächliche Erscheinung keine große Rolle spielt. So schreibt eine neuere deutsche Arbeit aus dieser Schule (Lernerz 1984, 1), es sei „für die Präzisierung und eine möglicherweise notwendige Modifizierung der zugrundegelegten Grammatiktheorie unumgänglich, sie an Daten zu prüfen, die nicht auf das Englische beschränkt sind [...]“. Hier wird von einem Vertreter dieser Schule selbst ein Problem angesprochen, das vor allem auch Kritiker dieser Art von Universalität moniert haben, nämlich daß ihr starker Bezug auf das Englische und auf Vorgaben der traditionellen Grammatik etwas als Universalien fordere, was nicht der Eigenheit der verschiedenen Sprachen entspreche, sondern den Anforderungen eines Modells, das im Prinzip vom Englischen ausgeht. Auch diese Überlegung hat übrigens Geschichte, beim letzten Mal, als rationalistisch-universale Sprachtheorien herrschend waren, stand man in der Gefahr, die damals herrschende Sprache, das Französische, als universal zu betrachten. Und so bemerkt der zu Anfang schon zitierte Johann Andreas Schmeller zu einer französischen Grammatik:

„Der gute Abbé Sicard hat seiner *Grammaire générale* diesen Titel wol nur auf die den Franzosen so natürlich gewordene Ansicht hin gegeben, daß *ihre* Sprache die *langue universelle* sei.“ (Schmelleriana V. 2. 1.)

Nun ist ja prinzipiell nichts dagegen zu sagen, universale Merkmale von

Sprache aus einer oder wenigen Sprachen ableiten zu wollen, denn wenn etwas eine Sprache ist, muß sie ja auch das, was eine Sprache zur Sprache macht, enthalten. Allerdings ist hier die Gefahr doch groß, etwas, was zwar ein allgemeines Merkmal einiger oder vieler Sprachen sein mag, für ein Universale von Sprache überhaupt zu halten. Das gilt insbesondere, wenn man bei einander verwandten oder geographisch benachbarten Sprachen zu suchen beginnt. Bei diesen Voraussetzungen ist es vielleicht sinnvoll, die Verschiedenheit der Sprachen nicht als eine nachträgliche Verwirrung universal-logischer Kernstrukturen zu betrachten. Vielmehr scheint es ergiebiger, die Universalien der Sprache in ihrem Zweck und somit in ihrem Ursprung zu suchen, also im Dialog, und aus dieser Grundkonstellation dann Faktoren abzuleiten, die für jede Sprache qua Sprache konstitutiv sein müßten, und die Verschiedenheit der Daten als typologisch verwertbare Differenzierung anzusehen. Wenn eine Sprache an einer Stelle dann eine Entscheidung getroffen hat, sind systemintern in der Folge auch Wahrscheinlichkeitsaussagen darüber möglich, welche weiteren Entscheidungen eine bestimmte Sprache treffen wird. Was damit gemeint sein kann, sei nur an einem Beispiel verdeutlicht: Zumindest in gewissen Phasen der generativen Transformationsgrammatik wurde behauptet, Sätze bestünden universal aus einer Nominalphrase und einer Verbalphrase, die im minimalen Fall ein Verb sei. Nun gibt es aber zweifellos Sprachen, denen man mit der darin enthaltenen Wortartenkategorisierung, die ja die einer traditionellen europäischen Grammatik ist, deutlich unrecht tut. Man könnte stattdessen eine solche Formulierung für den Ausdruck dessen halten, wie eine bestimmte Gruppe von Sprachen ein bestimmtes sprachliches Universale realisiert, in diesem Fall das Universale, daß jede Sprache in der Lage sein muß, Prädikationen zu machen und die daran Beteiligten zu kennzeichnen. Hierfür gibt es in den Sprachen eine bestimmte, nicht unendliche und nicht beliebig mit anderen Merkmalen der Einzelsprachen kombinierbare Menge von Möglichkeiten, die es uns erlauben, die Sprachen – unter Einbezug weiterer solcher universaler Faktoren – typologisch zu klassifizieren. Damit wären dann Sprachuniversalien und die Variabilität im Bereich der Einzelsprachen keine unvereinbaren Gegensätze mehr. Das zeigt sich besonders auch in einem Vorschlag, den der zu Beginn schon erwähnte französische Linguist Claude Hagège zur typologischen Klassifikation der Sprachen nach den Merkmalen ihres Wortschatzes macht. Universal seien gewisse typische Variationen in folgenden Faktoren: „Ausmaß, in dem Synonymie auftritt, Ausmaß, in dem

Polysemie auftritt, Arbitrarität, Präzision in der Taxonomie und das Ausmaß obligatorischer Kategorien (wie Genus, Numerus, Klasse usw.)“ (Hagege 1987, 69). Man kann vielleicht erkennen, daß hier unter typologischem Blickwinkel die Frage neu gestellt werden kann, was die angenommene geringere Arbitrarität des deutschen Wortschatzes im Vergleich zum Französischen, der sich im immer wieder diskutierten Unterschied zwischen Kompositions- und Derivationsfreudigkeit spiegelt, sprachtypologisch zu bedeuten hat. Von da aus ist auch ein neuer Blick darauf möglich, wie nun das angeborene Sprachvermögen wirklich aussieht. Denn einerseits lassen sich die universalen Merkmale von Sprachen dann als „die in allen Sprachen gleichen Reaktionen auf Situationen [verstehen], denen die Gattung Mensch bei der Kommunikation begegnet“ (ebd.). Und andererseits kann man dann annehmen, daß das Sprachvermögen erst in Verbindung mit der Soziabilität, der Befähigung zum gesellschaftlichen Leben, das sich „wahrscheinlich im Laufe einer jahrhunderttausendelangen Entwicklung in den genetischen Code des Menschen eingeschrieben hat“, Sprache hervorbringen kann. Universale Merkmale von Sprache und die Eigentümlichkeiten der einzelnen Sprache sind keine Gegensätze, erst wenn die Sprachwissenschaft beides untersucht, kann sie dem Sprecher und der Sprache gerecht werden. Beides zusammen macht dann den Sprecher aus, die Bestimmung des Sprachgebrauchs durch die Sprache und die Freiheit des Sprechers, nicht nur das sagen zu können, was er in seiner Sprache sagen muß. Und auch für den Menschen, der nicht bis drei zählen kann, besteht diese Freiheit: haben doch auch die Schweizer, die französisch sprechen, das Französische dahin gebracht, „ordentlich“ siebzig (*septante*), achtzig (*octante*) und neunzig (*nonante*) zählen zu lernen.

Anmerkungen

- 1 Zumindest solange man nicht in die Geschichte unserer Zahlbezeichnungen blickt
- 2 Den Hinweis auf diese Einträge in Schmellers Nachlaß, der in der Staatsbibliothek München liegt, verdanke ich R.Harnisch/ Universität Bayreuth.
- 3 Dobritzhofers Arbeiten werden übrigens auch bei W. v. Humboldt ausführlich genutzt, vgl. z.B. Humboldt 1963, 130, 131, 136, 171, 237
- 4 Man vergleiche zur Spätgeschichte, was W. Röble als Herausgeber von Herders *Geist der Völker* (Herder 1935 [!], 78) zu Herders Stellung zu sagen weiß: „Denn Herder hat zum erstenmal den Begriff entfaltet, der sich einer vernünftlerischen und weltbürgerlichen Gleichmacherei wirkungsvoll entgegenstellt, den

Begriff des Volks und des Volkstums.“; aber auch: „Er war geneigt, die Erkenntnis vom eigenen Wert eines jeden Volkstums so vollständig zu Ende zu denken, daß ihm darüber die Einsicht verlorenzugehen drohte, daß trotzdem den verschiedenen Völkern auch ein verschiedener Rang zukommt, je nach Geschichtskraft und Kulturleistung.“ (ebd., 79)

5 Vgl. dazu Bahner/Neumann 1985, 88f

6 Man denke dabei an Leute wie Humboldts Schüler Steinthal; vgl. z.B. Bahner/Neumann 1985, 109

Literatur

Arens, Hans: *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*. Freiburg/ München 1969

Bahner, Werner/ Neumann, Werner (Hg.): *Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung*. Berlin 1985

Brekle, Herbert E./ Höller, Hans-Jürgen: *Bio-Bibliographisches Handbuch der deutschsprachigen Grammatiker, Sprachtheoretiker und Lexikographen des 18. Jahrhunderts. Mit Werkbeschreibungen ihrer sprachwissenschaftlichen Arbeiten*. Bd. I: A-D. Regensburg 1985 (Computer-Ausdruck)

Binswanger, Paul: *Wilhelm von Humboldt*. Frauenfeld/Leipzig 1937

Christmann, Hans Helmut (Hg.): *Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts*. Darmstadt 1977

Coseriu, Eugenio: *Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft*. Tübingen 1988

Gabelentz, Georg von der: *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Mit einer Studie von Eugenio Coseriu neu herausgegeben von Gunter Narr und Uwe Petersen. 3. Aufl. d. Nachdr. d. 2. Aufl. v. 1901 Tübingen 1984

Gauger, Hans-Martin (Hg.): *Sprach-Störungen. Beiträge zur Sprachkritik*. München 1986

Gipper, Helmut: *Denken ohne Sprache?* 2. Aufl. Düsseldorf 1978

ders.: *Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit in der Geschichte der Sprachwissenschaft. Zum Streit um das Verhältnis Wilhelm von Humboldts zu Herder*. In: Jürgen Trabant (Hg.): *Logos Semantikos I. Geschichte der Sprachphilosophie und der Sprachwissenschaft*. Berlin/New York/Madrid 1981, 101–116

Grimm, Jacob: *Selbstbiographie. Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen*. Herausgegeben und eingeleitet von Ulrich Wyss. München 1984

Hagege, Claude: *Der dialogische Mensch. Sprache – Weltbild – Gesellschaft*. Reinbek 1987

Haugen, Einar: *Linguistic Relativity: Myths and Methods*. In: William McCormack/ Stephen A. Wurm (Hg.): *Language and Man. Anthropological Issues*. The Hague/ Paris 1977, 11–28

Herder, Johann Gottfried: *Geist der Völker*. Ausgewählt von Wilhelm Rößle. Jena 1935 (= Deutsche Reihe 33)

ders.: *Deutsches Wesen, deutsche Sprache, deutsche Männer*. Potsdam 1939 (= Herder/ Gesammelte Werke Dritter Band)

- ders.: *Mensch und Welt. Eine Zusammenfassung des Gesamtwerkes von Erich Ruprecht.* Jena 1942
- Humboldt, Wilhelm von: *Schriften zur Sprachphilosophie.* Herausgegeben von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt 1963 (= W.v.H. Werke in fünf Bänden, III)
- Ineichen, Gustav: *Allgemeine Sprachtypologie.* Darmstadt 1979
- Junker, Klaus: *Zur Kritik an der Humboldt-Adaption der Neuhumboldtianer.* In: Klaus Welke (Hg.): *Sprache – Bewußtsein – Tätigkeit. Zur Sprachkonzeption Wilhelm von Humboldts.* Berlin (O) 1986, 68–93
- Lehmann, Winfred P: *Linguistische Theorien der Moderne.* Bern/ Frankfurt/ Las Vegas 1981
- Lenerz, Jürgen: *Syntaktischer Wandel und Grammatiktheorie. Eine Untersuchung an Beispielen aus der Sprachgeschichte des Deutschen.* Tübingen 1984
- Markey, Thomas L.: *When Minor is Minor and Major is Major: Language Expansion, Contraction and Death.* In: *Journal of Multilingual and Multicultural Development* 8 (1987), 3–22
- Meier, Georg F.: *Zur Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus – Gibt es grammatische Universalien?* In: Günter Heintz/ Peter Schmitter (Hg.): *Collectanea Philologica.* Festschrift für Helmut Gipper zum 65. Geburtstag. Band I. Baden-Baden 1985, 367–380
- Neumann, Werner: *Wilhelm von Humboldt – Forschungspraxis und gesellschaftliche Bedeutung einer Sprachtheorie.* In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 40 (1987), 217–232
- Proß, Wolfgang: *J.G. Herder „Über den Ursprung der Sprache“.* Text, Materialien, Kommentar. München o.J. (= Hanser Literatur-Kommentare 12)
- Römer, Ruth: *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland.* München 1985
- Sapir, Edward: *Die Sprache. Eine Einführung in das Wesen der Sprache.* 2. Aufl. München 1972
- Schaffstein, Friedrich: *Wilhelm von Humboldt. Ein Lebensbild.* Frankfurt/M. 1969
- Schmitter, Peter (Hg.): *Geschichte der Sprachtheorie 1. Zur Theorie und Methode der Geschichtsschreibung der Linguistik.* Tübingen 1987
- Trabant, Jürgen: *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild.* München 1986
- Wandruszka, Mario: *Sprachen. Vergleichbar und unvergleichlich.* München 1969
- Weinrich, Harald: *Wege der Sprachkultur.* Stuttgart 1985
- ders.: *Ich lasse mich nicht stören.* In: Hans-Martin Gauger (Hg.): *Sprach-Störungen. Beiträge zur Sprachkritik.* München 1986, 79–83
- Weisgerber, Leo: *Vom Weltbild der deutschen Sprache.* Düsseldorf 1950
- Welke, Klaus: *Zur philosophischen und sprachtheoretischen Begründung der Einheit von Sprache und Denken bei Wilhelm von Humboldt.* In: ders. (Hg.): *Sprache – Bewußtsein – Tätigkeit. Zur Sprachkonzeption Wilhelm von Humboldts.* Berlin (O) 1986, 9–67
- ders. (Hg.): *Sprache – Bewußtsein – Tätigkeit. Zur Sprachkonzeption Wilhelm von Humboldts.* Berlin (O) 1986
- Whorf, Benjamin Lee: *Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie.* Reinbek 1963

Wildgen, Wolfgang: *Bemerkungen zum Zusammenhang von Naturphilosophie und Sprachphilosophie in der Aufklärung*. In: Brigitte Asbach-Schnitker/ Johannes Roggenhofer (Hg.): *Neuere Forschungen zur Wortbildung und Historiographie der Linguistik*. Tübingen 1987, 319–338